

Erstlinge

Autor(en): **Pedretti, Erica**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **55 (1975-1976)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERICA PEDRETTI

Erstlinge

Der nachfolgende Text wurde zur Einführung in eine Tagung für junge Autoren gesprochen, die Ende November von der Aargauischen Kulturstiftung Pro Argovia im Stapferhaus auf der Lenzburg durchgeführt wurde. Schriftsteller und solche, die es werden möchten, Kritiker und Verleger setzten sich in Werkstattgesprächen mit Arbeiten der jungen Autoren auseinander. Erica Pedrettis «Einstimmung» soll hier einem weiteren Kreis zugänglich gemacht werden.

Mein erstes Buch, einen Roman, habe ich begonnen, als ich gerade schreiben gelernt hatte. Das ging sehr langsam, aber wahrscheinlich doch schneller als jetzt. Wenn ich mich recht erinnere, war es schon damals ärgerlich, dass ich nicht alles schreiben konnte und nicht so, wie ich wollte. Und wie jetzt: die Scheu vor dem «Gelesenwerden». Nachdem die Eltern meiner Protagonistin gestorben waren, hatte ich Angst, meine Eltern könnten meine Geschichte finden, und habe sie am Ende, sie war noch gar nicht zuende, vernichtet, mir die Fortsetzungen nur noch gedacht. (Eine Fähigkeit, die ich behalten habe.) Ich wollte das Schreiben lieber sein lassen, denn es wurde erst spannend, wenn man jemand umbrachte. Doch auf Mord steht Strafe.

Ganz selten gelingt es mir, einen Vorsatz wirklich durchzuführen: nicht zu schreiben ist mir beinahe gelungen.

Nur noch ein Märchen habe ich geschrieben, ein Jahr später oder zwei, als mir kein Weihnachtsgeschenk für meine Grossmutter einfiel. Aber daran zu denken, erfüllt mich heute mit Neid: ich stelle mir vor: bis Weihnachten ein paar Geschichten für meine Lieben.

Dieser erste Schreibversuch wäre nicht erwähnenswert, und ich hätte mich nicht mehr an ihn erinnert, wäre nicht die Problematik, die mich damals am Weiterschreiben gehindert hat, in ähnlicher Form immer wieder präsent, sobald ich schreibe. Sorgfältig hüte ich meine Hefte und hoffe, dass sie niemand liest. Denn um mit der nächsten Umgebung in Schwierigkeiten zu geraten, braucht es noch nicht einmal Mord, da genügt eine Kleinigkeit, und die Menschen, die mir die liebsten sind, können sogar zwischen den Zeilen lesen. Man könnte ein Buch, viele Bücher schreiben über die Folgen des Bücherschreibens (es gibt solche Bücher auch), in gewissem Sinn ist mein zweites Buch, «*Heiliger Sebastian*», so ein Versuch, den Zustand darzustellen, in den mich mein erstes Buch versetzt hat.

Aber Schwierigkeiten bedeuten mir auch Herausforderung; statt Hemmung werden sie Anlass zum Schreiben.

Ich nehme an, wir sollen hier von unseren gedruckten Erstlingen reden.

Was ich schreiben wollte, als ich meine kindlichen Befürchtungen und Vorsätze nach langem vergessen hatte, daran erinnere ich mich ziemlich genau: etwas Schönes, auch Erfreuliches (nein, erbaulich doch nicht!) wollte ich schreiben. Jemand hatte mir Pagnol zu lesen gegeben. Ich wollte, u. a., den lieben Bauern namens Musil, bei dem ich mit fünfzehn gearbeitet hatte, beschreiben, der ein guter, frommer Mann war, sonntags vor dem Gottesdienst für die Erdäpfelplatzki der ganzen Familie eine grosse Schüssel Kartoffel rieb, wunderschön sang in der Kirche, und während wir mit dem Pferdewagen stundenlang in einen Wald bei Weissenstein um Holz fuhren, lehrte er mich Mundharmonika blasen.

Ich wollte wirklich Harmloses schreiben. Was ich nicht wollte: Kriegsgeschichten – nur keinen Totschlag mehr! Keine Greuel, nein, die hatte ich, mit einiger Mühe, vergessen, wie das meiste, was in meiner Kindheit an Bösem geschehen war.

Jetzt sollte ich eigentlich beschreiben, wie es *nicht* ging, schön zu schreiben, und warum es nicht ging.

Den Bauern brachte ich kaum auf den Kutschbock, und hatte ich ihn dort, fiel er herunter. Die Mühe, die er mir machte, können Sie im Kapitel «Žerotínov» meines ersten Buches nachlesen. Da waren keine Geschichten mehr: das längst Vergangene war mit Späterem, mit Gegenwart durchsetzt, mit dem Wissen, wie es weiterging. Und neben den erfreulichen Erlebnissen stand damals, immer vorherrschend, die Angst. Liess ich die weg, so war alles nicht mehr wahr. Ich erinnere mich ganz genau an einen Gedanken aus jener Zeit: wenn ich je hier herauskomme, falls ich es überlebe, so wird das, was mich jetzt fast um den Verstand bringt, was mich täglich töten kann, einmal, nach Jahren, so verblasst sein, dass ich es als interessante Geschichten, als Anekdoten darbieten kann. Nein. Es gab und gibt keine Geschichten.

Wie es ging, was für mich möglich war, auch das ist in «*Harmloses, bitte*» nachzulesen. Es wurde der Versuch einer Rekonstruktion, schreibend stellte ich, was ich vorfand, mühsam wieder auf: ein paar Ruinen, bevölkert mit Figuren aus Büchern, *Erinnertes, Gelesenes, Erzähltes, Geträumtes: übereinanderprojiziert, Bilder, die sich überschneiden, überdecken, nicht mehr auseinanderzulösen.*

Soweit war alles ganz gut, stimmte für mich, aber konnte jemand andrer das lesen?, Bruchstücke einer fremden Landschaft, Erlebnisse, Ängste, die (in der Schweiz zumindest) niemand kannte und teilte?

Ich zeigte mein Manuskript einem befreundeten Schriftsteller. «Un-

brauchbar», meinte er, «das kann man nicht lesen» (wie ich's befürchtet hatte), «können Sie nicht maschinenschreiben?» Und er machte mich auch auf einige schlimme Schnitzer aufmerksam. Die mit der Maschine geschriebene Fassung gab ich dann einer Prager Lektorin, die viel von dem, was Rang und Namen hat in der modernen deutschen Literatur, ins Tschechische übersetzt hatte, und bat sie um ein ehrliches Urteil. Einige Zeit später bekam ich einen Brief von einem Suhrkamp-Lektor, Frau Bodlákova habe ihm mein Manuskript empfohlen.

Man könnte glauben, ich hatte geglaubt, dass man, indem man schreibt, gut, genau zu schreiben versucht, schreiben lernt. Ich habe ein Buch geschrieben, ich werde also ein zweites Buch schreiben können, ich habe zwei Bücher geschrieben, beim dritten wird es leichter gehen. Leider stimmt das nicht, für mich trifft das nicht zu. Was mir einmal gelungen ist, was ich einmal konnte, ist erledigt, liegt hinter mir. Und vor mir liegen weisse Seiten, wie Neuland. Es ist nicht mehr Pane Musil, mit dem ich mich herumschlage, hinter ihm tauchen neue Gestalten auf, eine um die andre, und am Ende bestätigt sich ein alter Verdacht:

Es sind keine Andern, keine Fremden und keine Verwandten, die mir wirklich ernsthafte Schwierigkeiten bereiten. Um eine Realität darzustellen, das kleinste Stück Welt, stehe ich nur mir allein gegenüber. Die äusseren, die gesellschaftlichen Widerstände, so stark sie sein mögen, oft scheinen sie mir übermächtig, haben ihre Entsprechungen in mir selbst.

Das wäre mir unbekannt geblieben, hätte ich das Schreiben sein lassen. Mein Bewusstsein wäre ein anderes; es war ein anderes, als ich nur gelesen, zur Familie geschaut, Gold, Silber und Zinn geschmiedet und graviert habe. Doch der Prozess, der durchs Schreiben ausgelöst wurde, ist nicht rückgängig zu machen, ich kann ihn auch nicht mehr stoppen. Nun meine ich nicht nur die Erinnerung von Vergessenem, ich meine die geschärfte Wahrnehmung von dem, was jetzt vorgeht. Und es ist dieser Prozess des Bewusstwerdens, der Veränderung, der mich zwingt weiterzuschreiben.